

Gott -

das heimliche Thema?

Offensichtlich findet in der Literatur und auf der Bühne nur wenig Auseinandersetzung mit Gott statt. Doch wer zwischen den Zeilen liest, wird eines Besseren belehrt: Religion und Glaube bleiben ein heimliches Thema.

Der Amerikaner Jack Miles veröffentlichte 1995 ein mit riesigem Werbeaufwand auf den Markt gebrachtes Buch: „Gott. Eine Biographie“. Sein Landsmann Walter Wangerin ließ diesem Buch zwei Jahre später ein ganz ähnlich konzipiertes Werk folgen: „Das Buch Gottes. Die Bibel als Roman“. Nimmt man noch den 1991 auf Deutsch erschienenen Roman des Italieners Franco Ferrucci „Die Schöpfung. Das Leben Gottes. Von ihm selbst erzählt“ hinzu, drängt sich der Eindruck auf, als sei Gott ein zentrales Thema der internationalen Gegenwartsliteratur.

Eine genauere Analyse der literarischen Landschaft der 90er Jahre zeigt freilich das Gegenteil. Die drei Bücher fallen gerade deshalb auf,

weil sie dem gegenwärtigen Trend widersprechen. Direkt ist von Gott in der Gegenwartsliteratur eher selten die Rede. Gerade deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller scheinen sich an das Mahnwort zu halten, das der Arzt und Schriftsteller Gottfried Benn zu Beginn des Jahrhunderts niederschrieb: „Die Götter tot ... mehr als tot: schlechtes Stilprinzip, wenn man religiös wird, erweicht den Ausdruck.“ Im Gefolge Benns gilt es für viele in der Tat als „schlechtes Stilprinzip“, wenn man als Schriftsteller religiöse Themen beschreibt, wenn man Gott als Dimension in die Literatur hineinnimmt.

Lieber von Gott schweigen

Kurt Marti, der sprachmächtige schweizerische Dichterpfarrer, warnt aus anderen Gründen davor, Gott zum literarischen Thema zu machen: Binnenkirchlich und in Gesellschaften, die sich auf diesen Gott berufen, ist das Wort Gott so sehr mißbraucht, verzweckt und mißhandelt worden, daß es dem sprachbewußten Christen eher im Halse steckenbleibt. Lieber von Gott schweigen, als den breitbezeugten Mißbrauch mittragen, so Martis Prinzip. Deutlich wird dies besonders in seinem Gedicht „die passion des wortes gott“, das mit den Versen beginnt: „das blutet aus allen wunden / das ist vergewaltigt worden von herrschern und herrscherinnen“, um mit dem Dreizeiler zu enden: „und ALSO wurde das wort GOTT zum letzten der wörter / zum ausgebeuteten aller begriffe / zur geräumten metaphor zum proleten der sprache.“ Mit diesem mißbrauchten und leergeräumten Wort ist keine Literatur mehr möglich, so Marti, der in dem Gedicht „dein



name“ die Schlußfolgerungen zieht: „dein name werde bewegung dein name werde tätigkeitswort.“

Wer Gott in der Gegenwartsliteratur nachspürt, muß nach indirekten Fährten suchen, nach Brechungen, Echos und Nachklängen. Nur dann wird erkennbar, ob und wie Gott ein Thema der gegenwärtigen Literatur bleibt.

Zunächst ein Blick zurück: Gab es nicht in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlreiche Schriftsteller von Weltruhm, die über ihr Christ-Sein, über ihr Ringen mit dem

Glauben und ihre Suche nach Gott schrieben? In der Tat, im Rückblick erkennt man deutlich die Bewegung der klassischen „christlichen Literatur“, eine Gruppe von Autoren, die sicher sein konnten, von vielen ihrer Zeitgenossen gelesen und in den Feuilletons der großen Zeitschriften besprochen zu werden. Und ihre Werke galten fraglos als hohe Literatur ihrer Zeit. Nur wenige Namen aus dem deutschsprachigen Bereich seien dazu in Erinnerung gerufen: Reinhold Schneider oder Gertrud von Le Fort auf katholischer, Jochen Klepper oder Rudolf Alexander Schröder auf

evangelischer Seite. Diese Schriftsteller verstanden sich als Christen, die die direkte literarische Annäherung an Gott immer wieder neu versuchten. Wichtig zum Verständnis dabei: Binnenkirchliche Bestätigungsliteratur verfaßten diese Autoren nicht, schon immer eckten auch diese Schriftsteller an, provozierten sie, erregten Anstoß.

Die Zeit der hiermit knapp aufgerufenen klassischen christlichen Literatur liegt freilich lange zurück. Seit den fünfziger Jahren sind vergleichbare Formen des Schaffens abgeglitten in den Bereich der binnenkirchlichen Traktatliteratur, die außerhalb der Kirchen keinerlei, höchstens geringe kulturelle Spuren hinterläßt. Nur wenige Ausnahmen durchbrechen diese Entwicklung: Kurt Marti etwa, Gabriele Wohmann oder Eva Zeller. Nein, an die Stelle der oben genannten Autoren trat eine andere Generation, für welche die Frage nach Gott immer noch wichtig blieb, aber in neuer Form literarisch verarbeitet wurde. Es handelt sich dabei um Schriftsteller, die aus einem christlichen Hintergrund stammten und in ihren Romanen, Dramen und Gedichten ihre Herkunft aus diesem Milieu beleuchteten. Bis in die 60er und 70er Jahre hinein fanden sich derartige literarische Spuren bei Marie Luise Kaschnitz, Heinrich Böll, Günter Grass, um nur wenige repräsentative Beispielgestalten zu erwähnen.

Keiner will ein christlicher Autor sein

Doch diese Autoren verstanden sich nicht mehr als explizit christliche Schriftsteller, sie lehnten dieses Etikett sogar vehement ab. Der zum Teil bereits abgelegte, bezweifelte, unsichere, karikierte Glaube an Gott diente ihnen dennoch als Antrieb, sei es in Rückblick, Absetzung, Übernahme oder kreativer Weiterentwicklung religiöser Motive oder biblischen Sprachformen. So kann das Schlüsselgedicht von Marie Luise Kaschnitz „Nicht gesagt“ aus dem Jahre 1965 programmatisch mit den Versen enden „Gott nicht gelobt / aber wer bin ich daß“. Mitten im Satz bricht der poetische

Eine Auseinandersetzung mit Gott findet in der Kunst immer wieder intensiv statt.



Sprachfluß an jener Stelle ab, an der Gott direkt erwähnt wird. Die Rede von Gott, das Lob Gottes gar – der Generation dieser Schriftsteller blieb hier nur das Schweigen.

Hat die literarische Rede von Gott ihre literaturproduzierende Kraft verloren? Ist das Christentum schon so sehr in eine gesellschaftliche Gettoexistenz abgesunken, daß sich auf der Ebene der öffentlichen literarischen Kultur keine Spuren von Auseinandersetzung mit ihm erkennen lassen?

Diese Spuren gibt es. Und zwar in dreifacher Hinsicht: biblische Motive! In der Gegenwartsliteratur überrascht, wie häufig sich Auseinandersetzungen mit biblischen Motiven finden. Gerade weil vielen Zeitgenossen die Bibel nicht mehr vertraut ist, schöpfen Schriftsteller gern aus dem riesigen und reizvollen Erzählreservoir der Bibel. Stefan Heym stellte in den achtziger Jahren fest: „Die Bibel enthält einen ungeheuren Stoff für einen Schriftsteller.“ Vor allem historische Stoffe faszinieren: David, Noah und die Arche, Mose. Doch mehr als alle anderen: Jesus, der rätselhaft bleibende Mann aus Nazareth, der in den vergangenen Jahren geradezu eine literarische Renaissance erlebte. Gerade im Blick auf Jesus wird Gott neu bedacht, sei es in der äußerst gelungenen Trilogie von Jesus-Novellen des deutschen Schriftstellers Patrick Roth („Riverside ... Johnny Shines oder Die Wiedererweckung der Toten“, „Corpus Christi“), in dem umstrittenen Jesus-Roman des portugiesischen Literaturnobelpreisträgers Jose Saramago „Das Evangelium nach Jesus Christus“ (1991) oder im neuesten Jesus-Roman „Das Jesus-Evangelium“ des berühmten Nordamerikaners Norman Mailer (1997).

Schriftsteller schreiben sich neu an die biblischen Gestalten heran, weil für sie die eindeutige kirchliche Vermittlung der vorherigen Generationen fehlt, weil ihnen jetzt der eigene



In literarischen Werken der Moderne finden sich neue, individuelle Zugänge zu Gott ebenso wie in vielen modernen Bühnenstücken.

kreative Zugang jenseits von Provokation und billiger Effekthascherei möglich ist. In solchen Romanen und Gedichten wird man deshalb nur selten die Bestätigung kirchlicher Deutungen und Sprachregelungen in bezug auf Gott finden. Sie sind eher Zeugnisse für einen neuen, individuellen Zugang zu Gott, der an den biblischen Erzählungen anknüpft, dann jedoch eigene Wege geht. Die Texte werden so Herausforderungen für Christen, die Plausibilität der eigenen Deutung zu prüfen und in die öffentliche Diskussion einzubringen.

Psalmen als lyrische Vorbilder

Schwerer zu identifizieren sind Spuren christlicher Tradition in sogenannten Sprachmustern. In der Lyrik läßt sich etwa aufzeigen, daß immer wieder die Psalmen als formales Vorbild aufgegriffen, transformiert und in ganz andere Kontexte übertragen werden. Ähnliche Spuren lassen sich in den Bereichen Litanei, Gleichnisrede oder Predigt nachweisen. Literaturproduzierend wirkt hier weniger der konkrete Inhalt als der aus religiöser Tradition entnommene Sprachgestus wie Klage oder Meditation.

In unserer Gesellschaft ist die Kirche eine Institution neben anderen, nur eine Stimme im postmodernen Chor der Vielstimmigkeit. Deshalb finden sich kaum noch Romane unserer Zeit, in denen die Kirche als Gemein-

schaft Gottes im Zentrum steht. Vielmehr können Hinweise auf Kirche, christlichen Gottesglauben und auf gläubige Christen in Seitenhinweisen stehen. Im selbstverständlichen Feld von Menschen unserer Gesellschaft sind Gottgläubige Gleiche unter Gleichen. Pfarrer etwa, früher beliebte Hauptfiguren in zahllosen Werken, lassen sich bei näherem Hinsehen auch in wichtigen Gegenwartsromanen finden, selten jedoch als Zentralgestalt. Ob in Peter Handkes: „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ (1994), in Günter Grass' „Ein weites Feld“ (1995) oder Martin Walsers „Ein springender Brunnen“ (1998) – Pfarrer als herausragende Repräsentanten des Christentums, als leibliche Zeugen der Gegenwart Gottes auf Erden spielen ihre (Neben-)Rolle, gehören zum gesamtgesellschaftlichen Spektrum dazu, ohne im Zentrum zu stehen.

Ohne Zweifel hat der Stellenwert des Christentums und des von ihm verkündeten Gottes in der öffentlichen Kultur unserer Gesellschaft in den letzten Jahren abgenommen. Und christliche Motive und Themen sind vom Zentrum der Kultur an die Ränder gewandert. Es gibt Spuren der Auseinandersetzung mit dem Gottesglauben, aber eher indirekt. Es wird spannend bleiben, wie, wann und wo Gott in der Literatur der kommenden Generation thematisiert wird.

Georg Langenhorst